

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953**

296 (19.12.1953) Sonntagsbeilage

# AZ Sonntags Beilage

Samstag / Sonntag, 19. / 20. Dezember 1953

Nummer 12

## Dampfetei und Bubenschenkel

Die Liedolsheimer hingen einst an Weihnachten eine bebänderte Zwiebel an die Zimmerdecke

Wenn wir in unserer letzten Nummer auf dieser Seite einiges erzählt haben über die symbolhafte Herkunft des vorweihnachtlichen Backens, so sei heute die Rede von alten Backsitten in den Dörfern der badischen Hardt, in den Gemeinden, die um die alte Residenzstadt Karlsruhe liegen. Und zwar möchten wir da den badischen Schriftsteller und Dichter Albert Hausenstein sprechen lassen, der über dies Thema in der schönen Zeitschrift „Badische Heimat“ vor etwa Jahresfrist erzählt hat; hier müssen wir uns allerdings auf einige Ausschnitte beschränken.

Aber bevor die Rede ist von den Backkünsten der Bauersfrauen auf der Hardt, sei etwas besonders interessantes über den Christbaum berichtet. Den alten Dorfbüchern von Knielingen und Teutschneureut zufolge sind Weihnachtsbäume dort erst seit ungefähr hundert Jahren nachweisbar, wobei wohl angenommen werden darf, daß dieser schöne Brauch auch in den übrigen Hardtgemeinden damals in gleicher Weise heimisch gewesen ist. Aber in Knielingen und Neureut hatte es damit eine besondere Bewandnis. Das Blümchen stand nämlich nicht etwa so wie heute auf einem Tisch oder Stuhl, sondern es hing an einer Schnur vom Deckbalken der Stube herab, mit seiner Spitze selbstverständlich nach oben. Der freihängende Stamm, der an seinem unteren Ende zugespitzt war, stak in einem großen, rotbackigen Apfel. Die Baumzweige waren geschmückt mit selbstgefertigten Papiersternen und -blumen, mit Zuckergebäck, Äpfeln, Feigen, so man welche hatte, mit knusprigen hausgebackenen Zimtsternen und bunten Kerzen aus Bienenwachs. In dem bald tausendjährigen Liedolsheim behält man sich an Stelle einer Weihnachtstanne mit einer schön bebänderten — Zwiebel, welche man gleichermaßen von der Zimmerdecke herabbaumeln ließ. Kernte und grünte dann diese Zwiebel bis Neujahr, so war dies für heiterlustige Mädchen gewissermaßen ein Orakel, daß sie im kommenden Jahr unter die Haube kämen, während die älteren Semester beiderlei Geschlechts das Grünen des Zwiebelgewächses zugunsten ihres gesunden Wohlgehegens deuteten.

Betrat man nun vor belläufigem Jahrhundert in irgendeinem Hardtdorf, mag es nun Spöck oder Linkenheim, Graben, Neureut, Eggenstein, Blankenloch, Bulach, Beiertheim, Daxlanden oder Schräck (das heutige Leopoldshafen) gewesen sein, in der Adventszeit gegen Abend eines der Bauernhäuser mit seinen sauberen, breiten Fachwerkgevierten auf einem soliden Kalksteinsockel mit den herrlichen, geschnitzten Eckposten, den Balkenköpfen und seiner hohen Giebelfront, dann strömte dem Besucher ein gar lieblicher, vorweihnachtlicher Duft entgegen, der dazu angetan war, sein Herz höher schlagen zu lassen. Dieser Wohlgeruch aber kam von dem gutgeheizten Backofen her, in dem die köstlichen Erzeugnisse badischer Hausfrauenköchenkunst aufgereiht lagen, die ihrer Bestimmung harreten, während der Weihnachtstafel der Familienmitglieder und deren Freunden verschnabuliert zu werden.

Man sah da, während einem vor „G'lust“ das Wasser im Mund zusammenlief, Zuckerbrot in allen erdenklichen Formen und Gattungen, das sich langsam durch die Ofenglut

bräunte. Vor allem aber durften die herkömmlichen „Springerle“, das leckere „Butterbackes“ und die sog. „Rahmstücke“ nicht fehlen. Ansonsten hätte man ja überhaupt nicht von einem richtigen Weihnachten mit allem Drum und Dran sprechen können. Zweihundertjährige Springerlemodel, darunter solche mit 36, ja sogar mit 48 wunderhübsch in Holz gegrabenen Bildern, bedeuten selbst heute noch den sorgsam gehüteten Hausschatz mancher Hardtfamilie. Sie haben sich von den Ahnen auf die Kinder und bis auf unsere Tage vererbt. Sehr beliebt waren und sind heute noch die von blauerlichem Kunstempfinden zeugenden Gebäckschablonen des Tannenbaums, des Pferdes, des dicken Müllers, des Soldaten usw., Model, die gleichermaßen auch von gesundem Volkshumor Zeugnis ablegen. Es darf hier vielleicht auch an den aus Linkenheim stammenden Springermodel vom „Herrn Bürgermeister“ erinnert werden. Auch die alten badischen Lebkuchen sind nach altbewährten Mustern hergestellt worden.

In diese Kategorie gehört auch die ihrer Herkunft und Bedeutung nach geheimnisvolle, der menschlichen Gestalt in ihren Umrissen nachgebildete „Dampfetei“, welche man in der Hardtgegend zu Weihnachten und häufig auch schon in den Vorwochen dieses Festes mit Vorliebe jungen Mädchen zu verheeren pflegte, während für die Herren der Schöpfung ein mondähnliches Hefengebäck, „Bubenschenkel“ oder „Mutschel“ genannt, gebacken wurde. Diese beiden Erzeugnisse des Bäckerhandwerks, „Dampfetei“ und „Bubenschenkel“, geben ganz bestimmt in ihrer

Es wird wohl manchen geben, der recht erstaunt ist, wenn man ihm sagt, daß der lichtergerückte, mit Früchten und glänzenden Kugeln verzierte Tannenbaum der Weihnachten erst seit etwa zwei Jahrhunderten Sitte ist in Deutschland, daß er erst im 18. Jahrhundert „erfunden“ wurde! Wir alle haben wohl die Empfindung, der Lichterbaum des deutschen Christfestes müsse viel, viel älter sein. Daß diese Weihnachtssitte ihre Heimat in Deutschland hat, und als allgemeiner Festbrauch auch kaum über die Grenzen deutschen Volkstums hinausgedrungen ist, weiß man schon eher. Auch daß der geschmückte, lichterstrahlende Tannenbaum kein urtümlich christliches Sinnbild sein kann, ist nicht minder klar: denn in Palästina wachsen keine Tannen. Und doch verwahrt sich irgendwo in einer Ecke unseres weihnachtlichen Empfindens eine Stimme gegen die Annahme, der Christbaum sei eine „Erfindung“ aus der Zeit Friedrichs des Großen. Nein, er muß viel älter sein!

Die strenge Wissenschaft, die nur Beweise und Belege gelten läßt, kann sich freilich mit dem Gefühl allein nicht zufrieden geben. Es versteht sich von selbst, daß die Volkskunde der Frage, ob die Idee eines symbolhaft geschmückten Lichterbaumes nicht weit älter sei, längst ihre Aufmerksamkeit gewidmet hat. Man neigt heute dazu, dem „Christ-Baum“ ein, weit, weit höheres Alter zuzuschreiben als zwei Jahrhunderte, ein Alter, das bis in die noch nicht christliche



Das große Wunder

Er ist jetzt in einem Alter, in dem er bezeugt das große Wunder erlebt. Und durch ihn erleben es die Erwachsenen. Auch sie werden wieder zu Kindern und bieten dem Vierten im Bunde — dem Gast mit der Blitzkamera — das ewig dankbare Motiv.

Entstehung auf uralte germanisch-heidnische Zeiten zurück. Die sprachliche Deutung ihrer Namen ist in tiefes Dunkel gehüllt.

Endlich darf auch die Brezel nicht vergessen werden. Heute noch pflegt man dieselbe in bestimmten Orten, z. B. in Blankenloch, an den vier Adventssonntagen in den Wirtschaften mit Karten oder Würfeln auszuspielen, wobei es sich mitunter um sehr umfangreiche Exemplare handelt. Soviel steht fest, daß dieses seltsame, ehedem besonders beim Frühschoppen allenthalben im Badnerland

außerordentlich beliebte Gebäck gerade zur Zeit der Wintersonnenwende in der Hardt mit Vorliebe gebacken und gegessen wird.

Gewiß führt noch manches mehr oder weniger süße Gebäck selbst heutzutage in den uralten Heimstätten der badischen Hardt in der Verborgenheit sein Dasein. Alle diese herrlichen rüchenden Knusprigkeiten, welche anlässlich ihrer Herstellung den bezeichnenden vorweihnachtlichen Duft in den Häusern hervorzubringen, hier aufzuführen, würde entschieden zu weit führen.

## ○ Tannenbaum ... / Vom Christbaum und der Krippe als Symbolen des Weihnachtsfestes

germanische Zeit zurückreicht. Direkte Beweise gibt es freilich nicht. Aber es gibt immerhin einige mittelbare Beweise. Von ihnen soll hier die Rede sein.

Man muß zunächst einmal den Christbaum in die verschiedenen Teile seiner Erscheinung zerlegen; etwa so verfahren wie ein Chemiker, der eine Analyse vornimmt. Da ist zunächst einmal das Immergrüne, das Lebendige; dann die Früchte, mit denen man den Baum ziert; drittens die brennenden Lichter und zuletzt die Zeit, in der er uns erfreut.

Beginnen wir mit dem Letzten, der Zeit. Es sind die Tage der Wintersonnenwende. Es sind die Jul-Nächte, eine uralte heilige Zeit. In den dreizehn Nächten der Wende gehen die alten Götter und die toten Ahnen um, die das spätere Christentum zu Gespenstern und bösen Dämonen gemacht hat. Das Brauchtum der Julnächte ist keineswegs eindeutig. Die Vorstellung, daß es sich hier um den Besuch guter, beglückender, Glück und Segen bringender Geister handelt, scheint sehr ins Dämonische verzerrt worden zu sein. Ob diese Entwicklung schon in heidnischer Zeit, etwa im Zusammenhang mit den allerdings problematischen dämonischen Geheimbinden der Germanen — wie dies von einigen Forschern angenommen wird — eingesetzt hat, ist nicht eindeutig zu sagen. Die Sonnenwenden waren die Hauptfeste der Germanen, an der Wintersonnenwende, also an Weihnacht—Neujahr, beging man das Fest des Todes und der Auferstehung. Der tiefste Sinn der Julzeit war die immer wiederkehrende Erneuerung der Welt, der Sieg des Lichtes über die Finsternis, des Lebens über den Tod.

Alle drei anderen genannten Symbol-elemente — Immergrün, Licht, Früchte — gehören in den Umkreis dieses Festes, sind ihr sinnhafter, anschaulicher Ausdruck. So erscheint uns nun der Weihnachtsbaum wieder als ein zusammengehörendes Ganze. Denn sowohl das Licht und die Früchte, wie das Immergrün sind Sinnbilder in der germanischen Julzeit gewesen.

Äpfel, Nüsse und Honig galten den Germanen als Götterspeise: wir wissen aus Richard Wagners „Rheingold“ um die goldenen Äpfel in Freyas Garten, die den seligen Göttern Walhalls die ewige Jugend verbürgen. Es ist also durchaus kein Zufall, daß auf dem weihnachtlichen Tannenbaum man Äpfel, Nüsse, Honigkuchen anbringt. Manchmal findet man auch statt der Früchte Blumen. Sehr eigenartig ist hierzu eine Uebersetzung aus dem hantischen Brauchtum in

Reval und Riga; dort ist nämlich ein Weihnachtsbaum schon im 18. Jahrhundert üblich gewesen, ein Tannenbaum — mit Rosen geschmückt. Das war also lange vor dem Auftauchen des „Christbaums“. Diese Sitte verschwand aber wieder, da sie als heidnisch von der Geistlichkeit bekämpft wurde.

Man darf annehmen, daß Früchte, Blüten und Lichter „symbolidentisch“ sind; sie drücken sinnbildlich die gleiche Idee aus. In der Volkssage vertreten sich Blüten und Lichter häufig. Aus dieser Symbolidentität erklärt sich auch mancher jener „Lichterbäume“ und „Baumleuchter“, die wir in Museen finden und die in christlicher Deutung den „Paradiesbaum“ darstellen sollen. Es mag in diesem Zusammenhang sogar auf den siebenarmigen Leuchter des „Alten Testaments“ hingewiesen werden, der auch ein Baumleuchter war, die Träger der Oellichter haben die Gestalt von Mandelblüten.

Es ist aber garnicht notwendig, so weit auf parallele historische Symbolik zurückzugreifen. Es genügt die ganz einfache Frage: Was hat der „Christbaum“, der lichtergerückte, mit Früchten und Naschwerk verzierte Tannenbaum überhaupt mit christlicher Theologie zu tun? Christliche Weihnachtssymbolik ist die Krippe mit dem Jesuskind, Joseph und Maria, mit den Hirten, den drei Königen, dem Stern von Bethlehem — wo aber steht in den Evangelien auch nur eine Silbe, die von einem Tannenbaum spricht, von Lichtern und Äpfeln und Nüssen und Honigkuchen?! Der Christbaum ist nicht „christlich“, und er wurde bezeichnenderweise auch ursprünglich so von der Kirche empfunden: im Alemannischen, wo wir die ältesten Belege aus dem 18. Jahrhundert für sein Auftreten haben, hat die Geistlichkeit diesen Brauch zunächst bekämpft!

Trotzdem hat sich der Weihnachtsbaum, der „Christbaum“ als leuchtendes Sinnbild der christlichen Festtage durchgesetzt, und es hat den Anschein, daß er mehr und mehr auch die Welt außerhalb Deutschlands erobern wird. Dagegen muß man feststellen, daß die mittelalterliche christliche Symbolgestalt des Weihnachtsfestes, die Krippe, die anschauliche und bildhafte Ausdrucksform der katholischen Kirche im Gegensatz zu dem mehr protestantisch betonten Lichterbaum, längst in den Hintergrund getreten ist, mindestens soweit die öffentliche und gesellschaftliche, auch die merkantile Gestaltung der christlichen Festtage, weit über den Bereich der religiösen Feier der Geburt Christi, in Frage steht. RGH

## Anekdoten und Schnurren

Der allwissende Großherzog

An der Karlsruher Schlosskirche amtierte lange Jahre als Organist der auch sonst um die evangelische Kirchenmusik verdiente Andreas Barner. Es war in vielem ein Original. Auch im Umgang mit hohen Herrschaften hatte er sich seine schwäbische Ursprünglichkeit bewahrt.

Eines Tages ward Barner zu einer Audienz beim Großherzog geladen. Als er feierlich, laut Vorschrift im Frack und Zylinder, antrat, sagte ihm der Hofmarschall, er müsse mindestens eine Stunde warten. „Eine ganze Stunde?“ überlegte Barner. Und begab

sich in das „Rote Haus“ in der nahen Waldstraße, um dort ein Viertel Affentaler zu trinken. Dabei fielen ihm ein paar Tropfen auf das blütenweise Frackhemd, ohne daß er es bemerkte.

Als er nachher vor dem Großherzog stand, entdeckte dieser gleich die rötlichen Flecken, und da er seinen Hoforganisten kannte, so sagte er freundlich zu ihm: „Nun, Herr Hoforganist, hat das Viertel geschmeckt?“

Andreas Barner sah seinen Fürsten verblüfft an. Dann brach er in die Worte aus: „Herr Großherzog, Ihr wisst aber an alles und alles!“



### Geschmackvolle Kleider für festliche Stunden NERZBESATZ UND SCHÄRPE

Einen nachblauen Taftrock mit tief eingeschnittenen schrägen Taschen trägt das Modell links. Das Oberteil dieser kleidsamen Abendrobe zeigt kostbare Spachtelspitze mit Nerzbesatz. — Rechts: Elegantes Nachmittagskleid für die kleine Gesellschaft. Seitendrapierung und asymmetrische Schärpe sind als modische Charakteristica beachtenswert. (Aufn.: Rolf Lutz)

## Wir wären froh und glücklich dabei

Es gibt auch eine „seelische“ Schönheitspflege

Hier sei einmal für eine Art Schönheitspflege gesprochen, an die leider viel zu wenig gedacht wird, die aber doch äußerst wichtig ist und überraschende Resultate erzielen kann. Sie kostet nicht das geringste, erfordert nur ein klein wenig Nachdenken und vielleicht etwas Selbstbeherrschung.

Eine liebe Bekannte, eine junge Hausfrau, hat ein reizendes Gesicht, kluge, offene Augen. Als ich sie kennenlernte, sah ich das zunächst aber gar nicht. Denn vorherrschend ist ein ner-

halbstündige Mittagspause ein Rendezvous, trinken nach dem Dienst schnell eine Tasse Kaffee mit einem durchreisenden Bekannten und sitzen dann um halb acht Uhr im Theater, nicht ganz so sorgfältig angezogen, wie sie es eigentlich gern getan hätten, und mindestens bis zur Hälfte des Stückes nicht ganz bei der Sache. Zum Schluß sind sie von der Handlung innerlich etwas erregt, haben eigentlich das Gefühl, nun wirklich Ruhe zu brauchen. Sie würden gern gleich nach Hause fahren, aber sie lassen sich schließlich doch von ihrer Begleitung noch zu einem Glas Wein überreden. Am nächsten Morgen wird dann beim Frisieren festgestellt: „Wie sehe ich heute bloß aus, müde abgespant und alt!“

Man überlegt bei Verabredungen immer: „Geht das, reicht auch die Zeit dafür?“, aber nie: „Wird mir das auch nicht zu viel, macht mich das Vieles nicht nervös?“ Und gerade diese Frage sollten wir uns vorlegen, wenn wir auf ein ruhiges, ausgeruhtes Aussehen Wert legen. Wie wäre es, wenn wir einmal ein Vergnügen nicht bis zur Neige auskosteten? Neben unseren Nerven wäre uns auch unsere Gesichtshaut dankbar dafür.

Selbstverständlich helfen auch andere seelische Vorgänge dazu, unseren Gesichtsausdruck zu verschönern oder ihm zu schaden. Es gibt Menschen, die finden immer und überall Gelegenheit, ihre Mitmenschen zu beneiden. Das bleibt mit der Zeit nicht ohne Einfluß auf ihr Aussehen.

Wollen wir uns nicht alle einmal vornehmen, mit unserem Schicksal zufrieden zu sein? Uns nicht immer vorzustellen wie es wäre, wenn ...? Wir werden froh und glücklich dabei — und viel schöner.

### Aphorismen vom Kinde

Ein Kind, das sich verstanden fühlt, ist leicht zu lenken.

Viele glauben es genüge, sich zu dem Kind herabzulassen — wir müssen uns aber in das Kind hineinfinden.

Das Kind betrachtet alles aus der Froschperspektive, der Erwachsene hingegen aus der Vogelperspektive.

## Likante Variationen zu einem knusprigen Thema

Die gebratene Gans für die Festtagstafel

Eine knusprig gebratene Gans auf der Festtagstafel erhöht auf jeden Fall die Stimmung. Wer möchte auch dem verlockenden Duft widerstehen? Ist die Familie jedoch kleiner, so genügt auch schon ein schmackhaft zubereitetes Stück von der Gans.

### Gänseschnitzel

250 g ganz feingehacktes Gänsefleisch, 125 g gehackte Schweinsleber, eine in Milch geweichte und wieder ausgedrückte Semmel, ein Ei, etwas gehackte Zwiebel und Petersilie werden gut vermischt, zu Schnitzel geformt, die auf einer Seite abgerundet, auf der anderen spitzig sind, und in geriebenes Weißbrot gewendet. Dann brät man sie in heißem Fett zu schöner brauner Farbe. Diese Schnitzel schmecken gut zu Spaghetti oder Makkaroni.

### Gefüllter Gänsehals

Leber und Herz werden fein gehackt, mit einer gewiegten Zwiebel und etwas Petersilie vermischt und mit einem eingeweichten und zerpöckelten Brötchen in Fett angedämpft. Das Ganze wird dann mit einem Ei, etwas Pfeffer, Salz und Muskat vermischt und in den Gänsehals eingedrückt. Dieser wird in heißem Fett mit einer Zwiebel auf allen Seiten angebraten, mit etwas Brühe oder Wasser abgelöscht und zu-

gedeckt 30 Minuten gedämpft. Aufgedeckt wird der Gänsehals mit Salz und Pfeffer bestreut und knusprig gebraten. Aus dem Bratensatz wird mit etwas Mehl und Brühe eine Soße bereitet und zu dem aufgeschnittenen Gänsehals gereicht.

### Gänsepastete

50 g Butter und zwei Eier werden schaumig gerührt, 250 g gehacktes Gänsefleisch sowie 50 g Mehl darunter gemischt. Das Ganze würt man mit saurer Sahne und etwas Salz, füllt es in eine Kastenform und läßt es bei Mittelhitze backen. Sie schmeckt ausgezeichnet und läßt sich kalt in schöne Scheiben schneiden.

### Gänseleber mit Äpfeln

Die Gänseleber wird in passende Stücke geschnitten, leicht in Mehl gewendet und in Butter auf jeder Seite angebraten. Dann werden die Stücke auf eine heiße Platte gelegt, zugedeckt und warmgestellt ziehen lassen. Ein Apfel und eine Zwiebel werden in Scheiben geschnitten und im Bratensatz gebraten zu der Leber gegeben und das Ganze mit etwas Salz und Pfeffer gewürzt. Der Bratensatz wird mit etwas Wasser aufgekocht, gewürzt und über das Gericht gegossen. Kartoffelpüree oder Reis schmecken ausgezeichnet dazu.

## Nur, was aus Liebe gegeben wird

Wenn Eheleute das Schenken verlernen . . .

Auch die Weihnachtsvorbereitungen und Geschenkplanungen haben ihre bestimmte Psychologie. Das behaupten jedenfalls bekannte Gesellschaftswissenschaftler, die glauben, seit einiger Zeit feststellen zu müssen, daß das heutige Weihnachten nicht mehr mit dem in den „guten alten Zeiten“ zu vergleichen ist. Dafür sollen keineswegs nur die Kriegsfolgen oder die sozialen Umschichtungen verantwortlich sein, sondern vor allem auch die so umstrittene, aber immer mehr betonte Gleichberechtigung der Frau.

Der Soziologe und Psychologe Dr. Becker kommt zu dem überraschenden Schluß, daß mit dem immer noch anwachsenden Doppelverdienst der Lust zum Schenken und gegenseitigen Freudebereiten nicht gefördert worden ist, sondern offenbar geradezu verkümmert. Dies prägte sich bei den Männern noch erheblich stärker aus als bei den Frauen. Der Rückgang des Geschenkwillens in weiten Kreisen der Bevölkerung, wobei unter dem Begriff eines echten Geschenkes prinzipiell nicht das verstanden wird, was ein Ehepaar angesichts des Weihnachtsfestes gemeinsam füreinander kauft, hat seinen Hauptgrund in dem knappen Zeitmaß, das heute für private Dinge in über 70 Prozent aller Familien übrig bleibt. Heimlichkeiten, das Verstecken von Geschenken und der Frau oder dem Manne nicht bekannte Einkäufe seien in vielen Familien zu „zeltraubend“.

Aus diesen und anderen Gründen kommt es dann, daß der Mann zu seiner Frau sagt: „Nicht

wahr, wir schenken uns nichts zu Weihnachten.“ Damit wäre dann die ganze Sache besprochen und erledigt. Vater falle ein Stein vom Herzen und die Mutter sei ein bißchen traurig. Hat sie dann zu Weihnachten doch eine Überraschung für ihn, wird er unter Umständen sogar noch böse, weil er sich natürlich an seinen bequemen Vorschlag hielt.

Eine große Untugend ist es nach Dr. Becker auch, bei der Ehefrau die Frage anzubringen: „Möchtest Du etwas zu Weihnachten haben?“ Ein Mann fühle oft nicht, daß eine Frau, wenn man schon ihren Wunsch nicht kennt oder erfüllt, höchstens nach der Art des Geschenkes, nach der Richtung des Wunsches gefragt sein will. Ein „Ob“ oder eine grundsätzliche Fragestellung werden viele Frauen mit „Nein“ beantworten, da sie im Prinzip feinfühler sind als Männer und mit wenigen Ausnahmen nur das haben möchten, was aus Liebe gegeben wird.

## Freundschaften unter Frauen

Sie kann viel Tröstendes bringen

Es ist eigenartig: Wird von einem „guten Freund“ gesprochen, klingt Hochachtung aus den Worten — vor der „guten Freundin“ jedoch warnt man, und immer wieder bevölkert ihre angeblich so „spitze Zunge“ die Witzblätter. Weshalb eigentlich? Gibt es, neben einigen Ausnahmen, etwa keine ehrliche, aufrichtige Freundschaft zwischen Frauen?

Die innigsten und festesten Bindungen kommen wohl aus der gemeinsamen Jugendzeit, darum nehmen Schulfreundschaften im Leben fast jedes Menschen einen besonderen Raum ein. Noch unbeschwert von Vorurteilen, schließt man sich eng aneinander, teilt jedes Geheimnis und tröstet sich gegenseitig, wenn nach den ersten Enttäuschungen die Welt unterzugehen scheint.

Während der Verlobungs- und ersten Ehejahre bleibt zwar die Freundin etwas im Hintergrund, doch Frauen müssen und wollen sich nun einmal gegenseitig das Herz ausschütten. Daß der Wert weit über den „Kaffeeklatsch“ hinausreicht, bewies die bittere Vergangenheit. Freundinnen richteten sich gegenseitig auf, als ihre Männer verschollen waren — Freundinnen teilten das gereichte Geschir und die Kleidung der Kinder miteinander.

Je älter man wird, desto schwerer schließt man sich an. Gewiß: Man möchte Freunde gewinnen — aber denkt man auch daran, selbst Freund zu sein? Kann man noch zuhören und sich in die Seele des anderen, in seine augenblickliche Notlage hineinversetzen? Niemand sollte man Freundschaft mit den berühmten „guten Beziehungen“ verquicken, niemals etwas fordern, wenn man nicht bereit ist, in gleicher Weise für den anderen einzuspringen.

Frauenfreundschaften sind genau so möglich wie Männerfreundschaften. Geschichte, Literatur und nicht zuletzt der Alltag haben es oft genug bestätigt. Frauen, die ohne jene harmonische Wärme der Freundschaft leben, sind zu meist mit sich und der Umwelt zerfallen. Sie warten auf Verstehen und vergessen, daß man es zuerst geben muß. Bleibt die Liebe auch das schönste Erlebnis — gebende und nehmende Freundschaft gehört mit zum erfüllten und glücklichen Menschenleben.



### FREUDE BEREITEN

Ist die Lösung, unter der wir in diesen stimmungsvollen Tagen stehen. Mit welcher Sorgfalt schnüren lebende Hände die kleinen Geschenke für die Stunde der Bescherung. Tragen wir die Flamme der Liebe auch in unseren Alltag hinein, daß Weihnachtsglanz ihn erhelle.

## Schultern, Arme und Ellbogen

Auch kleine Schönheitsfehler müssen beseitigt werden

Immer mehr kommt die Mode auf, bei festlichen Anlässen Kleider zu tragen, die die Schönheit der Arme und Schultern unterstreichen. Selbst wenn das Kleid auch sehr kurze Ärmel hat, so ist diese Mode doch recht anspruchsvoll, weil sie unbarbarisch alle kleinen Schönheitsfehler entschleiern, die sonst verborgen bleiben. Daran muß eine gepflegte Frau denken. Viele geben sich ungeheure Mühe, das Gesicht schön herzurichten, bekümmern sich aber nur wenig um das Aussehen der Arme und Schultern.

Schultern und Hals sollten täglich mit Creme oder Hautwasser eingerieben werden, und einmal in der Woche kann man folgende Maske auflegen: 2 Eßlöffel voll Bierhefe werden mit Wasser verrührt, bis ein weicher Brei entsteht. Diesen Brei trägt man auf und läßt ihn auf der Haut, bis er ganz trocken ist (gleichzeitig behandelt man auch Arme und Hände damit). Man muß darauf achten, daß der Brei ganz über den Nacken und hinten über die Schultern geschmiert wird. Die Maske wird mit lauwarmem Wasser abgewaschen und die Haut mit Hautwasser eingerieben.

Frauen, die an fettiger Haut leiden, haben oft auf dem Rücken Mitesser. Sie sollten sich eine Kampfermaske anfertigen lassen. Die Mischung läßt man sich zum besten vom Drogerien herstellen: 50 g gereinigter Schwefel, 50 g Kampferspiritus und 50 g Hamameliswasser. Wenn die Mitesser sich dann zu lösen beginnen, werden sie mit einem Stückchen trockener Watte entfernt.

Schöne Arme sind fest und schlank, aber nicht mager, ihre Haut ist samtweich und glatt, die Handgelenke sind schmal, die Ellbogen rund und die Schultergelenke geschmeidig. Kleine gymnastische Übungen sind außerordentlich angebracht. Heben sie die Arme unter dauerndem Strecken von den Schultern bis zu den Fingerspitzen langsam seitwärts hoch, bis über den Kopf. Reden Sie nun den ganzen Körper so hoch wie möglich auf. Kreuzen Sie die Arme dann — immer noch gestreckt — übereinander und lassen Sie sie fallen. Atmen Sie bei der Aufwärtsbewegung ein, bei der Abwärtsbewegung aus. Wiederholen Sie die Übung dreimal, langsam, damit seelische Streckung und Nachrecken möglichst gründlich erfolgen.

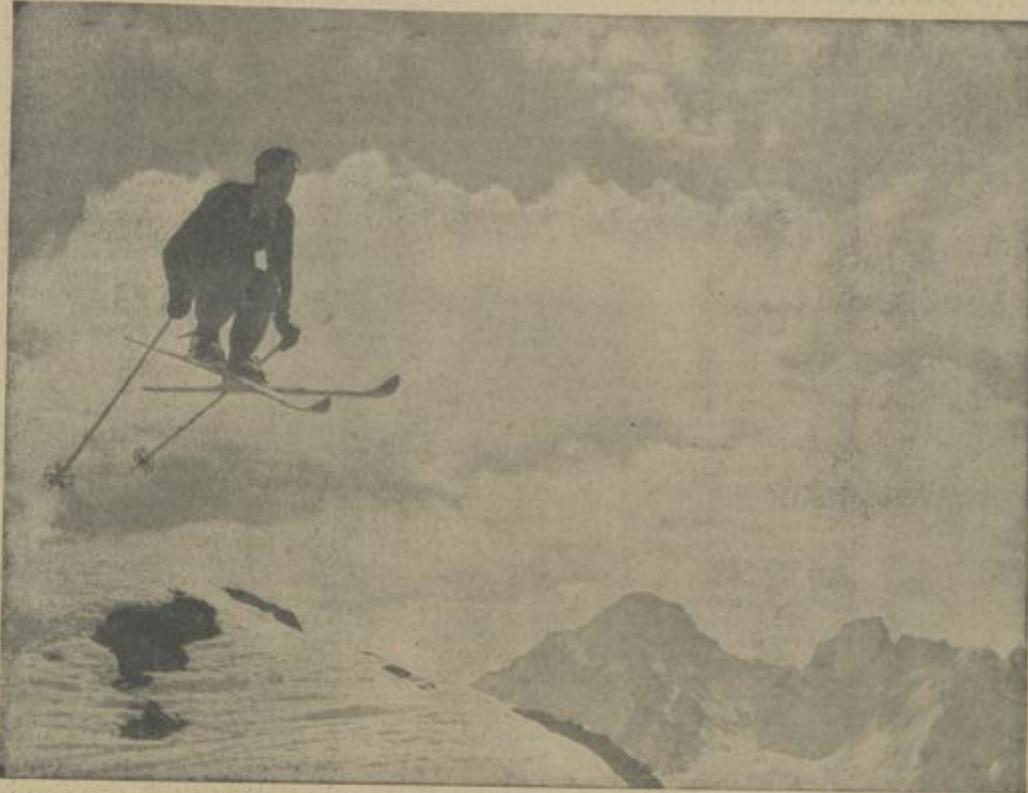
Wenn man zu „Gänsehaut“ neigt, und auch wenn man auf den Armen starken Haarwuchs hat, soll man, sooft man sie wäscht und badet, einen Bimsstein benutzen und damit die betreffenden Stellen unter Wasser gründlich scheuern. Dann verschwinden die unangenehmen Hautbuckel und gleichzeitig werden die Haare abgeschliffen. Viele Frauen bekommen auch unangenehme harte Ellbogen, die man ebenfalls mit Seife und Bimsstein behandeln muß, dann werden sie bald weich. Wenn Sie zu spitze, zu magere Ellbogen haben, hilft Massage und Nibbcreme. Packen Sie den Ellbogen mit der mit Creme bedeckten Hand und massieren Sie ihn unter kräftigem Druck mit kreisförmigen Bewegungen. Sind die Ellbogen sehr rauh, so gibt man ihnen von Zeit zu Zeit ein Mandelöl-Bad von 15 Minuten Dauer. Dazu stellen Sie einfach zwei Untertassen auf den Tisch, gießen etwas Mandelöl hinein und stecken in jede Untertasse einen Ellbogen.

159



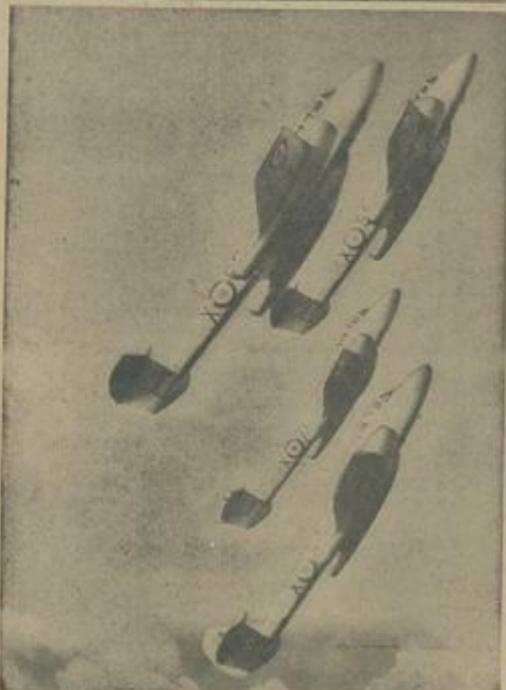
Das Ereignis der Woche: **Weihnachtsschnee in den Hochalpen**

Nachdem schon eine ganze Reihe von Wintersportveranstaltungen abgesagt werden mußten, ist nun endlich in den Hochalpen der erste geführige Schnee gefallen. Unser Bild zeigt den Blick auf die Schiltninger Tauern in der Steiermark (1870 Meter). Es hat also den Anschein, als könnten die Bremer ihre auf 60 Meter gasbeheizte Sögestraße in diesem Winter doch noch gut gebrauchen. Auf unserem rechten Bild freuen sie sich über die „Höhensonne“, die von Wärmestrahlern aus drei Meter Höhe ausgesendet wird.



**Rätsel auf den ersten Blick...**

stellen sich in dieser Bilderreihe vor. Links scheint es, als wolle ein wütender Drecko ein junges Mädchen verschlucken. In Wirklichkeit handelt es sich nur um ein in Fels gemeißeltes Kunstwerk Indiens. Der Mann auf dem Bild in der Mitte entpuppte sich als Spaßvogel besonderer Art. Er hatte sich Schwimmlinsen unter die Füße geschnallt und damit seine Mitbürger an der Küste von New Jersey glauben gemacht, ein Urvogel sprake herum. Der Mann rechts kann kein anderer als Charly Chaplin sein, so sollte man auf den ersten Blick meinen. In Wirklichkeit handelt es sich aber um Mr. Ronnie Collins, der erst 25 Jahre alt ist und dennoch den Künstler haargenau nachzuahmen versteht.



**Die Geschichte zum Bild**

Der 13jährige Botenjunge Jim Welch aus Rochester (New York) fragte nur, ob er im Frühjahr wieder Korbball spielen könne, als er hörte, ein kleines Mädchen brauche ein zwanzig Zentimeter langes Knochenstück aus einem gesunden Bein, um wieder gehen zu können. Die Aerzte sagten, Jim werde wahrscheinlich auch weiter Sport treiben können, wenn er ein Stück Knochen opfere. Das genigte dem Jungen, und er half dem kranken Mädchen, das nun wieder gesund werden kann. Auf unserem Bild freuen sich beide über die gelungene Operation. Als Dank nahm Jim übrigens nur einen Händedruck des Vaters.

Himmelsflirmer sind die Piloten der Akrobatengruppe einer britischen Fliegerachule. Hier steigen sie mit ihren Maschinen fast senkrecht in die Höhe. Fotos: dpa (5), Poscher (3)

Eine elektrische Muttersau wurde auf einer Londoner Ausstellung mitsamt der dazugehörigen Ferkel gezeigt. Die reizende Schweinehirtin ist übrigens ein deutsches Mädchen, Hilde Moray, das jetzt in London lebt.

Im Herzen des Schwarzen Kontinents, genau in seinem geometrischen Mittelpunkt, liegt ein geheimnisvoller See, über den sich die Gelehrten seit Jahrzehnten die Köpfe zerbrechen. Er ist etwa achtmal so groß wie unser westlicher Nachbar Luxemburg — eine gewaltige Wasserfläche, übersät von zahllosen Inseln. In diesem See kann man, so unabschreiblich es klingen mag, kaum ertrinken, denn seine durchschnittliche Tiefe beträgt nur etwa 1,50 Meter. Er hat nur einen einzigen Zufluß, den 1200 Kilometer langen Chari, der oft tiefer ist als der See selbst, und keinen sichtbaren Abfluß.

An den Ufern leben Völker, die zu den seltsamsten Afrikas gehören: die Kotoko und die Buduma, die geschäftstüchtigen Haussa und andere afrikanische Stämme, deren Namen fast unbekannt sind.

Nur wenige Europäer haben den Tschadsee — so heißt dieses geheimnisvolle Gewässer — mit eigenen Augen gesehen. Ihre Berichte klingen oft wie Märchen, aber sie haben den Vorteil, wahr zu sein.

Vier Territorien gehören zu dem gewaltigen Kolonialbesitz, der verwaltungsmäßig unter der Bezeichnung Französisch-Äquatorialafrika zusammengefaßt ist. Eines davon ist die Tschadkolonie, die allein schon die doppelte Ausdehnung des Mutterlandes hat. Der Tschad, wie diese Kolonie allgemein genannt wird, gehört zu den rückständigsten afrikanischen Gebieten. Eisenbahnen gibt es dort nicht, nur Projekte dafür und wann die einmal verwirklicht werden, hängt von so vielen Dingen ab, daß mit einer Durchführung in den nächsten Jahren kaum zu rechnen ist.

Straßen gibt es wohl, wenn auch nur in beschränkter Anzahl, aber auch da ist ein gewisses Maß an Mißtrauen angebracht, denn während der Regenzeit gleichen sie mehr oder weniger Sumpfen, wenn man sie überhaupt noch erkennt.

Verlassen kann man sich im Tschad eigentlich nur auf den Chari und auf den See, der mit der Kolonie den Namen teilt. Europäer gibt es dort nur wenige und die fühlen sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht gerade sehr wohl, denn sie leben in einer Welt, mit der sie nicht das geringste gemeinsam haben.

Das Hauptverkehrsmittel für die Weißen, seien es nun Kolonialbeamte oder Kaufleute, Pflanzer oder Ärzte, ist das Flugzeug, aber auch da wird man gewarnt, eine einmotorige Maschine zu benutzen, denn die Entfernungen sind so groß, daß man kaum unsere Maßstäbe anlegen kann. Eine Notlandung im Tschad gehört zu den Abenteuern, über die nur wenige berichten können, denn sie bedeutet meist das Ende.

### Der geheimnisvolle See

Der Tschadsee war vor Jahrtausenden ein gewaltiges Binnenmeer, wahrscheinlich sogar das größte des Schwarzen Kontinents. Unter der mittellos brennenden Sonne ist er zusammengechrumpft auf seine gegenwärtige Ausdehnung. In einigen hundert Jahren wird er möglicherweise sogar nur noch eine Erinnerung sein. Soweit sind sich die Forscher völlig einig, denn sie haben in mühevoller Arbeit die Beweise für ihre Theorien geliefert.

Da aber die Tschadkolonie einem großen Becken gleicht, und da der See keineswegs an der tiefsten Stelle dieses Beckens liegt, erheben sich zahlreiche Fragen, deren Antworten bis heute noch ausstehen. Man spricht von unterirdischen Abflüssen des Sees, die wahrscheinlich sogar vorhanden sind; wohin sie führen, weiß niemand zu sagen, auch wenn ihr Vorhandensein sehr wahrscheinlich ist.

So, wie das Meer das Leben der Küstenbewohner bestimmt, beherrscht der Tschadsee das Dasein derer, die an seinen Ufern leben. Da sind die Buduma, die trotz ihres Mangels an Zivilisation zu den besten Schiffbauern des afrikanischen Kontinents gehören. Drei Wochen etwa brauchen sie, um aus dem Schilf, das die Ufer des Sees säumt, und den Bäumen jener Gegend ein Boot zu bauen, das bis zu zwei Tonnen laden kann und das von einer seltsamen Schönheit ist, aber leider nur eine Lebensdauer von wenigen Wochen hat.

### Ein dunkles Kapitel

Es ist eine mühsame Reise vom Süd- bis zum Nordufer des Tschadsees. Die Boote der Buduma sind so undicht, daß einer laufend damit beschäftigt ist, sie auszuschöpfen, damit sie nicht versinken. Wer auf der Reise Hunger bekommt, weiß sich schnell zu helfen; Fische gibt es im Tschadsee genug. Nachdem er einen gefangen hat, schüttet er Sand auf den Boden des Schiffes. Dann wird ein Feuer angefacht

# HÖLLE IM SUMPT

## DER TSCHAD - DAS SORGENKIND FRANKREICHS

und im Handumdrehen ist ein nahrhaftes Mahl bereitet, das durch Hirsebrei vervollständigt wird.

Im Tschadsee wimmelt es von Krokodilen. Angst davor haben nur die Weißen, die in phantasievollen Reisebeschreibungen etwas von der Raublust dieser Tiere gelesen haben, nicht aber die Eingeborenen, die längst wissen,

gefähr drei Meter lange Stangen aus einer Holzart, die so leicht ist, daß ein Kind die Stangen mit Leichtigkeit handhaben könnte. Mit ihnen bewegen sich die Schiffe vorwärts. Fast drei Wochen sind sie unterwegs. Am Ziel angelangt, sind die Boote zu nichts mehr gut. Sie gleichen vollgesogenen Schwämmen. Das Schilf, aus dem sie gefertigt sind, ist halb verfault. Eine Reparatur wäre sinnlos; das Boot hat seinen Zweck erfüllt. Drei Wochen vergehen, bis ein neues gebaut ist.

### Die Hölle in den Sümpfen

Dort, wo im Norden des Tschadsees das Wasser sich in Sümpfen verflücht, beginnt die Hölle, ein Land des Schreckens, des Grauens, der Sklaverei. Dort ist das Ende der Welt — ein Ende mit Schrecken. Im Norden des Tschadsees befinden sich die „Natronsümpfe“, ein Gebiet, in dem das Salz sich ablagert und wirtschaftlich nutzbar gemacht werden kann.

Nutznieser sind nicht etwa die Franzosen, sondern Eingeborenenfürsten. Sie sind Herr über ein Heer von Schwarzen, denen sie einmal durch ihre Mittelsleute Geld geliehen haben, damit sie Lebensmittel kaufen konnten. Das geschah keineswegs aus Menschenfreundlichkeit. Über den Zinssatz wurde nicht verhandelt, denn davon verziehen die primitiven Schwarzen sowieso nichts. Das kann man auch nicht von ihnen verlangen.

„Du mußt das Geld, das wir Dir geliehen haben, abarbeiten, dann bist Du ein freier Mann“, versichern die Untergebenen des schwarzen Fürsten dem Schuldner, und der hat keine Wahl. Er ist kein Sklave im international festgelegten Sinn des Wortes, aber das ist auch alles. Er löst mit unzureichendem

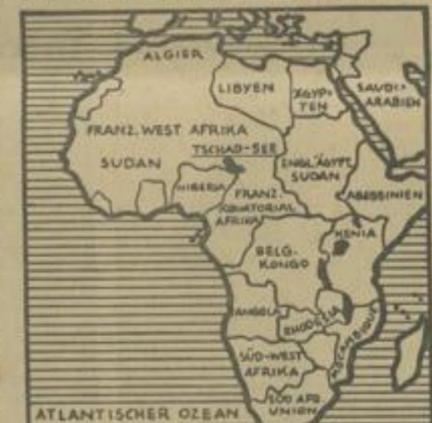


JUNGE EINGEBORENE

aus der Tschad-Kolonie. Sie gehört zum Stamme der Buduma. Ihre Herkunft und rassenmäßige Verwandtschaft ist von den Ethnographen, trotz genauer Forschungen kaum geklärt

daß ein Krokodil vor einem Menschen ebensoviel Angst hat wie er vor ihm.

Die Boote der Buduma haben eine Geschwindigkeit von etwa acht bis zehn Kilometer. Nicht etwa in der Stunde, sondern am Tage. Segel sind ihnen ebenso unbekannt wie Ruder oder Paddel. Die Besatzungen benutzen



IM HERZEN AFRIKAS

liegt der Tschad. Es gehört zu Französisch-Äquatorialafrika. Die Tschad-Kolonie alleine ist doppelt so groß wie das Mutterland Frankreich, dem sie manche Probleme auferlegt

Werkzeug Natronplatten aus den Sümpfen. Die scharfe Lauge ätzt seine Füße, aber darum kümmert sich niemand. Fünfzig Pfund muß eine Platte haben. Ist sie schwerer, so wird der Rest einfach abgeschlagen. Er geht verloren und ist unverkäuflich, aber das interessiert niemanden.

Hunderte von Schuldnern arbeiten in den Sümpfen. Die Aufseher haben mit ihnen ebensowenig Mitleid wie der Stammesfürst, der lässig dabei steht und sich mit seinen Rechenkünstlern, die kaum die eines Hilfschülers übertreffen, den Gewinn ausrechnet.

Die Natronplatten — es sind in jedem Monat hunderte — werden zum Nordufer des Tschadsees gebracht. An den Umschlagplätzen sind sie aufgestapelt, ein Meer von weißen, fast runden Steinen, die irgendwie an Runensteine erinnern.

### Eine gefährliche Reise

Die Buduma, die den Weitertransport übernehmen, haben es nicht einfach. Wer von ihnen nicht vorsichtig genug ist, mag zuschauen, wie sich die Natronplatten, vom durchgesickerten Wasser angegriffen, in ein Nichts auflösen. Er kommt dann ohne seine Ladung am Südufer des Sees an und sieht sich, abgesehen davon, daß er seine Existenz verloren hat, als einfacher Arbeiter in den schrecklichen Natronsümpfen.

Da aber die meisten wissen, was sie zu tun haben, um die Ladung sicher an den Bestimmungsort zu bringen, erreicht der größte Teil des kostbaren Gutes sein Ziel.

Dort warten bereits die Zwischenhändler. Es sind Angehörige des Stammes der Haussa, Schwarze, deren Vormachtstellung in Afrika nördlich des Äquators unbestritten sein dürfte. Woher die Haussa kommen, vermag niemand mit hundertprozentiger Sicherheit zu sagen. Fest steht, daß sie intelligenter sind als die übrigen Eingeborenen des Schwarzen Erdteiles.

Sobald sie das Natron gekauft haben, hat es ein Vielfaches an Wert gewonnen. Sie verkaufen es weiter, oft nach Nigeria (britisch), und sie verdienen ein Vermögen daran.

Die Boote, mit denen die nun so kostbare Ware über den See gebracht worden ist, verfaulen am Strand. Die Buduma bauen neue, mit denen sie auf die nächste Reise gehen, an der sie nur Pfennige verdienen, wo sie letzten Endes nur Handlanger sind, nicht etwa der weißen „Ausbeuter“, sondern ihrer eigenen Fürsten, die lediglich für sich in Anspruch nehmen können, klüger gewesen zu sein als ihre Rassenangehörigen.

### Rätselhafte Zeichnungen

Der Tschadsee und die gleichnamige Kolonie gehören zum unbekanntesten Afrika, zu dem Teil des dunklen Kontinents, dessen Erschließung am weitesten im Rückstand ist. Das ist kaum ein Verstoß der Kolonialherren, der Franzosen, denn der Kolonialbesitz Frankreichs in Afrika ist so groß, daß auch die fortschrittlichsten Planer kaum wissen, wo sie anfangen sollen.

Vieles hat sich in dieser Kolonie geändert, vor allen Dingen seit dem Zweiten Weltkriege. Der Kampf gegen die Malaria hat erhebliche Erfolge gezeitigt. Missionare sind seit Jahren dabei, nicht nur das Wort Gottes zu predigen, sondern auch die Lebensverhältnisse der Eingeborenen zu verbessern. Sie haben große Erfolge gehabt, aber das Land, in dem sie wirken, ist noch größer.

Die Tschadkolonie und der gleichnamige See gehören bis heute zum dunkelsten Teil des dunklen Erdteils. Für Forscher, Abenteurer, Missionare und Kolonialisten ist dort immer noch reichlich Platz. Der See zählt nach wie vor zu den geheimnisvollsten Afrikas. Er ist seltsam und unheimlich. An seinen Ufern tummeln sich Krokodile, Flußpferde und seltsame Vögel. Seine Ufer sind gesäumt vom Papyrus, auf dem die Ägypter ihre Geschichte niedergeschrieben haben. Nicht weit von diesem Gewässer hat man Felszeichnungen gefunden, die vor Jahrtausenden gemalt worden sind und die uns von Tieren erzählen, die es heute dort nicht mehr gibt.

Der Tschadsee gehört zu den geheimnisvollsten Gegenden des geheimnisvollen Afrika. Ob seine Rätsel je gelöst werden, weiß niemand.



BOGENSCHÜTZEN

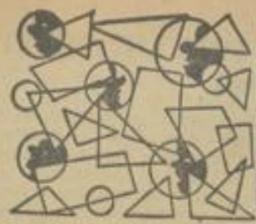
vom Tschadsee. Ihr Auge ist scharf, ihre Hand ist sicher, ihr Pfeil ist vergiftet. Schon mancher, der das Gesetz der Wildnis nicht kannte, fiel dem Geschoß der Schwarzen zum Opfer



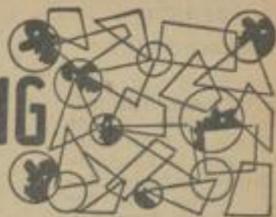
MIT UNDICHTEN BOOTEN ÜBER DEN TSCHADSEE

In Eingeborenenbooten über den Tschadsee zu fahren, ist keine reine Freude. Nicht selten sind die „Kähne“ so undicht, daß ein Mann dauernd damit beschäftigt ist, sie auszuschöpfen. Die Boote werden auch zum Fischfang benutzt. — Bild links: Nur langsame Fortschritte der Zivilisation. Durch den Einfluß der Missionare verbessern sich langsam die Lebensverhältnisse der Eingeborenen. Auch der Kampf gegen die Malaria hat Erfolge gezeitigt. Es bleibt jedoch noch überaus viel zu tun in diesem riesenhaften Gebiet. — Leben im Budumadort





# WAHRTRAUME DIE IN ERFÜLLUNG GINGEN



EIN TATSACHENBERICHT ÜBER MERKWÜRDIGE BEGEBENHEITEN / VON HANS STEEN

Copyright by Kanzlei, Lübeck, durch Mainzer Illupress GmbH., Mainz

## „Ich habe Angst - ich habe Angst“

### Der Flug nach Rangoon - Das Ende des Journalisten Knickerbocker

„Meine Damen und Herren, ehe wir uns trennen, möchte ich Sie nochmals darauf hinweisen, daß unsere Maschine morgen früh um 8 Uhr auf dem Flugplatz startklar ist. Ich bitte Sie, pünktlich zu sein, damit Sie in Rangoon noch Zeit genug haben, sich in Ruhe für den dortigen Empfang umzukleiden!“

Die zwei Journalistinnen und die zehn Reporter der großen amerikanischen Blätter sehen sich etwas betroffen an. Man hat sie auf Grund einer Einladung der französischen Kolonialbehörden zu einem dreiwöchigen Aufenthalt nach Indo-China eingeladen. Man hat ihnen das weite bergige Land zwischen der chinesischen Grenze und Saigon im Flugzeug, im Auto und auch auf Jagdausflügen gezeigt. Man hat sie von Empfang zu Empfang geschleppt. Überall waren die Damen und Herren der amerikanischen Presse eine kleine Attraktion im trägen alltäglichen Leben der Kolonialbeamten. Man hat die Gebirgseen im oberen Tonkin, die Grenzstadt Langson und die Ruinen von Angkor gesehen und ist nun mittlerweile ein wenig müde geworden, so daß die Aufforderung, noch einmal früh aufzustehen, auf wenig Gegenliebe stößt.

In den letzten drei Tagen hat man von Saigon aus eine Tigerjagd miterlebt, man raste mit den modernsten amerikanischen Wagen reicher Kaufleute direkt in die Romantik des unberührten Dschungels hinein. Der letzte Abend gehörte den französischen Kolonialbehörden, die sich von dieser Informationsreise durch die Kolonie ein besseres Verständnis der ausländischen Presse für die mittlerweile höchst aktuell gewordenen dortigen Kolonialprobleme versprachen.

Kolonialprobleme hin — Tigerjagden her: die Herren und Damen sind erschöpft. Man zieht sich rasch zurück, um noch einige Stunden Schlaf vor der Weiterreise nach Rangoon zu genießen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück gegen 7 Uhr früh sitzt die knapp 24-jährige Vertreterin eines der größten Nachrichtenbüros der USA verstört am Tisch.

Man hält sie für übermüdet, kümmert sich nicht viel um sie. Rasch geht der Aufbruch zum Flughafen vor sich. Dort angekommen blickt die junge Journalistin die amerikanische Verkehrsmaschine verwundert an. Dann läuft sie, so rasch sie kann, zu ihrem Kollegen H. R. Knickerbocker, der wie seit vielen Jahren seine kleine Reiseschreibmaschine salopp und leicht vornübergebeugt durch die bunte Welt trägt, schüttelt den Kopf, lächelt ein wenig auf seine mokante Art und geht dann mit seiner Kollegin zum zufällig anwesenden Flugdienstleiter.

„Da ist eine komische Geschichte passiert, Monsieur, diese Dame wird nicht weiter mit uns fliegen. Sie verzichtet auf die Weiterreise, verstehen Sie? Sie möchte noch einen Tag oder auch zwei in Saigon bleiben. Sie kann ja sicher ihre Flugkarte umtauschen, nicht wahr?“

„Selbstverständlich geht das! Ich muß aber darauf aufmerksam machen, daß die Route nach Rangoon nicht alle Tage befliegen wird. Unter Umständen bei Witterungsverworschlechterung kann der Aufenthalt hier dann länger dauern.“

Pötzlich wird Knickerbocker ernst. „Sagen Sie, haben wir auf unserem heutigen Flug denn mit schlechtem Wetter zu rechnen?“ Er sieht den Beamten forschend an.

„Es liegen nur gute Meldungen vor. Ich könnte mir nicht denken, daß Sie irgendwelche Überraschungen erleben sollten!“

„Siehst Du“, meint Knickerbocker zu seiner Kollegin, „nichts weiter liegt vor! Ich halte das Ganze für eine Nervenüberreizung, nichts weiter! Das kommt vor, Du bist überarbeitet, das ist alles!“

Der Flugleiter ist jetzt neugierig geworden, warum die junge Dame in Saigon bleiben will.

## „Haben Sie neue Nachrichten?“

„Jemand wird eine Tür zugeworfen haben“, lächelt Knickerbocker, „das wird es gewesen sein!“

„Möglich, aber ich fliege nicht mit. Ich habe einfach Angst. Ihr müßt das verstehen!“

„Ich habe keine Zeit“, meint Knickerbocker zu dem überlegen lächelnden Flugdienstleiter. „Ich fliege, und wenn zehn junge Damen nachts Halluzinationen haben!“

Die Maschine steigt nach weiteren zehn Minuten auf und verschwindet rasch in nordwestlicher Richtung, um nach einigen Stunden zunächst Bangkok anzusteuern. Die junge Journalistin, die in Tränen ausbrach, als die Maschine auf der Zementbahn entlangrollte, ist in ihr Hotel zurückgefahren.

Gegen Mittag ruft sie den Flugplatz von Saigon an. Man kann ihr mitteilen, daß die Maschine mit den Kollegen planmäßig in Bangkok gelandet ist und nach ihrem letzten Funkspruch inzwischen in das Gebirgsmassiv nördlich des Iwalabo eingeschwenkt ist.

„Wie ist das Wetter?“

„Kann ich mich nach den Gründen erkundigen, warum...“

Knickerbocker sieht seine Kollegin etwas spöttisch an. „Soll ich erzählen?“

„Wenn Du willst...“

„Also hören Sie, Monsieur, meiner Kollegin hat heute nacht etwas Merkwürdiges geträumt. Sie erlebte einen Flugzeugabsturz an einer Felswand! Und was sie nun besonders stutzig gemacht hat, das ist die Tatsache, daß

Die meisten unserer Träume und Traumerlebnisse haben nach der Auffassung psychologisch erfahrener Wissenschaftler keinerlei schicksalhafte Bedeutung, wie es die seit tausend und mehr Jahren erscheinenden Traumeutungsbücher wahrhaben wollen. Sie sind zum größten Teil belanglose Erinnerungsfetzen oder auch absurde Spielereien des Unterbewußtseins, die vielleicht Deutungen für unsere Vergangenheit und unseren Charakter, nicht aber für unser künftiges Schicksal zulassen.

Daß es daneben jedoch hin und wieder Menschen gibt, deren Träume seltsame Zukunftsergebnisse enthalten, steht nach der Meinung so bedeutender Wissenschaftler wie Freud und Jung fest. Oft sahen Menschen im Traum unheimlich klar Dinge, die erst in der Zukunft Wirklichkeit wurden oder fern von den Träumen bereits in Erfüllung gegangen waren. Wahrträume nennt man diese Gesichte des Unterbewußtseins. Ihre Ursachen sind bis heute unerforscht. Sie sind und bleiben ein Wunder der menschlichen Seele, das sich nicht wegwegnen läßt. Es ist da, und authentische Überlieferung weiß viele solcher geheimnisvollen Fälle zu berichten. Manche ereigneten sich erst in unseren Tagen. Viele, die sie erlebten, weilen heute noch unter uns. Auf einwandfreier Beurkundung und mündlicher Berichterstattung beruht der folgende Tatsachenbericht, dessen Quellen über den ganzen Erdball verstreut sind.

die Maschine, die im Traum abstürzte, genau der gleiche Typ ist, wie er da jetzt vor uns steht.“

„Ich habe genau gesehen, wie die Maschine in einem Tal immer große Kreise flog, ich saß ja in ihr. Rund umher war dichter Nebel, nur hin und wieder sah man waldige Bergkuppen hervorkommen. Und ihr alle wart ja dabei. Ich habe Dich und die anderen alle gesehen. Pötzlich gab es einen Krach, und ich wachte auf.“



Die Maschine verschwindet rasch in nordwestlicher Richtung ...

gangen. Kein Grund zur Beunruhigung. In dieser Höhe fliegt man so sicher wie über flaches Land. Die umliegenden Berge ...“

„Ach, lassen Sie nur, ich habe Angst, ich habe Angst!“ Das junge Mädchen im Büro des Flugleiters zittert und fliegt am ganzen Körper. Sie trinkt hastig einen Whisky, sie raucht eine Zigarette nach der anderen. Um sie zu beruhigen, funkert der Flugleiter jetzt Rangoon an. Von dort kommt bald der Bescheid, daß eine Landung zur Zeit fast unmöglich ist.

Mehrfach schon Motorengeräusch gehört — Funkpeilung eingestellt — Motorengeräusch zur Zeit nicht hörbar — Dichter Nebel mit starkem Regen vermischt!“

In den nächsten drei Stunden kommen keine neuen Nachrichten von der inzwischen über-

falligen Maschine. Sie ist wie vom Nebel verschluckt. Da der Betriebsstoff nicht ausreicht, um etwa nach Akyab weiterzufliegen, beginnt man sowohl in Rangoon als auch in Saigon besorgt zu werden. An der ganzen Südwestküste

## Das Geheimnis der „Waratah“

### Wollindustrieller Claude Lawer ging von Bord

Wer heute in seefahrenden Kreisen den Namen des Dampfers „Waratah“ erwähnt, wird im allgemeinen auf ein Schweigen stoßen, aus dem unverhohlene Abneigung spricht. Der Vorfall, der das bewirkte, liegt zwar schon 40 Jahre zurück, doch noch heute macht man sich Gedanken über dies Schiff, mit dessen Namen ein unheimliches Ereignis eng verbunden ist.

Im Jahre 1909 stellte die englische BLUE ANCHOR LINE für den Passagierverkehr zwischen Liverpool und Australien einen neuen 10 000 BRT-Dampfer in Dienst, der vollbesetzt etwa 200 Fahrgäste aufnehmen konnte. Das Schiff war natürlich mit allen modernen Errungenschaften der Technik ausgerüstet. Es hatte bereits, was damals noch längst nicht allgemein üblich war, die erst eben von Marconi entwickelte Funktelegraphie an Bord. Rettungsboote waren ausreichend vorhanden. Nichts konnte eigentlich einem solchen Schiff passieren.

Das war auch der Grund, weswegen der Wollindustrielle Claude Lawer, der in Australien geschäftliche Abschlüsse zu tätigen hatte, auf diesem Dampfer eine Passage Erster Klasse belegte. Die Hinreise von England nach Sidney wurde ohne Zwischenfälle zurückgelegt. Immerhin fanden außer Mr. Lawer verschiedene weitgereiste Passagiere, daß der Dampfer unheimlich schwankte. Genau genommen für einen 10 000 BRT-Dampfer allzu sehr. Die meisten Fahrgäste hatten während der langen Reise wegen der Seekrankheit kaum die Kabinen verlassen, und Mr. Claude Lawer war einer der wenigen Unverwundlichen gewesen, die Tag für Tag an dem Kapitänstisch eifern ausgehalten hatten.

### „Hier ist es gewesen!“

So blieb es natürlich nicht aus, daß sich zwischen ihm und dem Kapitän Hilbery mit der Zeit eine recht enge Freundschaft entwickelte. Und nur deswegen ließ sich Lawer bereden, nach der raschen Abwicklung seiner geschäftlichen Besprechungen wieder für die Rückfahrt den gleichen Dampfer zu nehmen, der noch in Sidney vor Anker lag, um Stückgut zu laden. Freudige Begrüßung auf der „Waratah“, als Lawer wieder an Bord kommt. Er ist ein weitgereister Mann, der ebenso wie der Kapitän unzählige Geschichten aus aller Herren Länder parat hat. Die Tage zwischen Sidney und der afrikanischen Ostküste fliegen fast dahin. Man will gegen Mittag bereits in Durban sein, um dort noch Ladung zu nehmen, als beim Frühstück der stets joviale Claude Lawer völlig verwirrt erscheint und in sich hineinschweigt, obwohl der Kapitän auf ihn einredet, doch endlich den Grund seiner Befangenheit zu sagen.

„Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben“, meint Lawer, „dann möchte ich mir einmal das Deck ansehen!“

Kopfschüttelnd geht der Kapitän hinterher, dem mittlerweile das merkwürdige Verhalten seines Fahrgastes unheimlich wird. Als die Beiden an Deck stehen, geht Lawer langsam zur Backbordseite hinüber, es ist, als suche er etwas. Pötzlich bleibt er stehen. Er ist völlig

von Burma herrscht wolkenbruchartiger Regen. Viel schlimmer ist jedoch die Tatsache zu bewerten, daß das vermisste Flugzeug seit nunmehr zwei Stunden nicht mehr durch Funk zu erreichen ist und auch keine Standortmeldungen mehr gibt. Natürlich kann die Sendeanlage defekt sein. Natürlich kann die Maschine irgendwo an der Küste notgelandet sein. Immerhin ...

Um 17.35 Uhr erreicht den Flughafen Saigon folgender Funkspruch aus Rangoon:

„Soeben unbestätigte Nachricht aus Thaton, daß Maschine Saigon am Berghang Thaua Yin Kette zerschellt ist. Verbindung unterbrochen, wegen Überschwemmungen. Geben weitere Nachrichten.“

In den Abendstunden wird zur Gewißheit, daß die Maschine von Saigon gegen 16 Uhr in dichten Regenwolken etwa 1600 m hoch fliegend und nach einer Landemöglichkeit suchend, an den waldigen Hängen der Gebirgskette zerschellt ist. Bauern der Gegend sahen eine helle Stichflamme aufleuchten und hörten wenige Sekunden später einen gewaltigen Knall in den Bergschründen. Als die rasch herbeigerufene Rettungsmannschaft mitten in der Nacht den Weg durch die Taldschungel in den Bereich der Felsen gefunden hat, steht man vor den weit verstreuten verkohlten Trümmern der verunglückten Maschine. Rings umher liegen über Kilometer geschleudert die Reste der Passagiere. Nicht ein einziger ist mit dem Leben davongekommen; das sagt ein erster Blick auf die Unglücksstätte. Die Reste der Toten sind nicht mehr zu identifizieren. Unter ihnen befindet sich auch Amerikas berühmtester Journalist H. R. Knickerbocker. Hätte er den Traum seiner Kollegin beachtet, er wäre gerettet worden.

Als in Saigon der ganze Umfang der Katastrophe bekannt wurde, hat der dortige Flugplatzleiter aus der Erinnerung heraus jedes Wort der Unterredung schriftlich festgehalten. Der Traum der Journalistin war grauenhafte Wirklichkeit geworden.

verwirrt. Der kalte Schweiß glänzt auf seiner Stirn.

„Hier ist es gewesen. Genau auf dieser Stelle. Hier hängen die Davis. Hier ist der Aufgang. Hier ist der Bug des Rettungsbootes. Merkwürdig ...“

Der Kapitän will just fragen, was denn nun eigentlich geschehen ist, als sich Lawer plötzlich kurz verabschiedet und in seine Kabine geht. Er kommt erst wieder zum Vorschein, als die „Waratah“ in den Hafen von Durban einläuft.

„Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich heute mittag Ihr Schiff verlasse“, sagt er etwas betreten zum Kapitän.

Der fällt aus allen Wolken.

### Entsetzliches spielte sich ab

„Aber Sie haben doch bereits die Passage bis nach Liverpool bezahlt! Was ist denn plötzlich mit Ihnen los?“

„Ich weiß nicht, ob ich mit Ihnen darüber sprechen soll“, meint Lawer nachdenklich. „Aber vielleicht ist es besser, wenn ich Ihnen reinen Wein einschenke. Wahrscheinlich werden Sie jetzt furchtbar lachen. Ich bin Ihnen deswegen auch nicht böse. Aber hören Sie: ich habe etwas Seltsames geträumt. Ich bin nicht aus einer Laune heraus heute früh mit Ihnen an Deck gegangen. Ich wollte nur einmal genau nachsehen, ob sich das, was ich heute nacht träumte, auch auf Ihrem Schiff abgespielt hat. Jetzt bin ich ganz sicher: es war auf der Waratah!“

„Und was haben Sie geträumt?“

„Es war genau an der Stelle, wo ich heute morgen lange stehen blieb. Mittschiffs etwa an der Backbordseite. Ich sah dort einen Mann stehen, der in der einen Hand ein blutbedecktes Tuch hielt und in der Rechten einen Säbel schwang. Ich kann Ihnen heute mittag nicht mehr sagen, ob es ein Weißer oder ein Farbiger war. Das ist mir bereits abhanden gekommen. Wie es so oft bei Träumen ist. Aber soviel ist sicher, es hat sich hier an Bord etwas Entsetzliches abgespielt. Das fühlte ich noch, als ich aufwachte.“

„Sie glauben doch nicht etwa noch an Seeräuber?“

„Ich glaube im Grunde an gar nichts, das wissen Sie so gut wie ich. Aber ich habe eine unbestimmte Furcht vor der Weiterreise. Seien Sie nicht böse, wenn ich aussteige. Ich verspreche Ihnen auch, daß ich reinen Mund halte und niemanden sonst beunruhige.“

### Abschiedswinken

Vergeblich versucht Kapitän Hilbery, seinen Passagier noch von dem Vorhaben abzuhalten, in Durban auszustiegen. Es nützt ihm nichts. Der sonst so aufgeschlossene Lawer, der mit beiden Beinen in der Welt steht, läßt sich nicht überreden. Man winkt sich beim Ausbooten noch einmal herzlich zu. Dann wird der Kapitän bereits von Schiffsmaklern bestürmt und kümmert sich nicht mehr um seinen schrulligen Freund.

(Fortsetzung folgt)

**SYDNEY,  
MARTINPLATZ**

Am 28. Januar 1788 landete Kapitän Arthur Phillip in Australien. Damit beginnt die Geschichte dieses Kontinents. Arthur Phillip war der Sohn eines Deutschen aus Frankfurt am Main. Er wurde im Jahre 1787 Befehlshaber des ersten aus elf Schiffen bestehenden Gefangenentransports, der nach der neuen australischen Strafkolonie ging. Als Gouverneur des Territoriums von Neu-Südwaales bestimmte er die Bucht des jetzigen Sydney zum Platz für die erste Siedlung in Australien. Um sein Denkmal im Botanischen Garten hat man eine Märchenwelt der Flora gezaubert. Elastische Kokospalmen neigen sich im Winde, majestätische Aurakarien wölben sich empor. Alleen von Palmen und Farnbäumen, vielfarbige Laubengänge von Azaleen zeigen eine unglaubliche Blütenpracht. Herrlich ist auch ein Blick auf Sydney und seine Nachbarschaft aus der Vogelschau. Gleich einem Ameisengewimmel mutet von oben das Getriebe in den sehr verkehrsreichen Hauptstraßen an



**Mit neun Schrankkoffern nach Persien**  
Irène Duval, der Mannequin der Kaiserin

Der 22-jährige Mannequin eines der bekanntesten französischen Modesalons, Irène Duval, erhielt in diesen Tagen ein Telegramm der Kaiserin Soraya von Persien: „Wir akzeptieren Ihren Vorschlag, Madame, Ihr Gatte erhält ein Engagement als Hofmodeberater des Kaisers. Bitte, kommen Sie nun mit dem nächsten Flugzeug, Soraya, Kaiserin von Persien.“ Madame Duval sollte schon im Vorjahre der Kaiserin, die sie auf einer Modenschau in Nizza kennenlernte, als Privatmannequin nach Teheran folgen. Irène Duval lehnte jedoch als gute Ehefrau die jahrelange Trennung von ihrem Gatten ab, da Kaiserin Soraya auf einen Zehnjahresvertrag bestand. „Es wäre mir eine Ehre, Euer kaiserliche Hoheit an den Hof von Teheran zu begleiten. Gern nehme ich den Vertrag an. Aber doch nur, wenn ich die Möglichkeit hätte, auch meinen Gatten, der hier als Modeberater tätig ist, mitzunehmen“, sagte sie damals.

Diesen indirekten Wunsch mußte die Kaiserin jedoch erst mit ihrem Manne besprechen. Der Schah wird jedoch von persischen Hofschneidern gut beraten. So lehnte er den Vorschlag seiner Frau ab, einen französischen Modeberater zu engagieren. Es hätte unter Umständen nur ein schlechtes Licht auf ihn ge-

gen bedenken, welche Schwierigkeiten ich als Hofmodeberater in den dortigen Fachkreisen hätte, die mich nur als Koch kennen würden. Sie begegneten mir sicherlich sogleich mit einer gewissen Feindschaft und ich müßte es mir gefallen lassen, wenn sie mich aufforderten, mich gefälligst zu meinen Rebhuhn- und Gänsebraten zu scheren.“

Der Schah lachte und hatte für Monsieur Duval Verständnis. Und als er einmal vorsichtig bei seinem persischen Modeberater Frahim Tonvalhu antippte, was er wohl zu einem französischen Kollegen am Hofe sagen würde, stellte es sich heraus, daß die geheimen Bedenken des Kaisers zu Unrecht bestanden. „Wir würden uns freuen, einen französischen Kollegen begrüßen zu dürfen“, sagte Frahim. So fiel dem Schah ein Stein vom Herzen, er konnte seiner Frau doch den Wunsch erfüllen und ihr Irène Duval als Privatmannequin nebst Gatten engagieren. So sandte Kaiserin Soraya jenes Telegramm.

Irène und Georges machen sich inzwischen reisefertig. Die neuen Stellungen werden ihnen das Dreifache des bisherigen Gehalts einbringen; denn auf die Frage der Kaiserin „Wären Sie auch bereit, meine Zofe zu werden?“ hat Madame Irène mit „Ja“ geantwortet. Im übrigen hat Kaiserin Soraya beide getrostet: „Wir werden im Jahre ein- bis zweimal in Frankreich sein. Zur kommenden Saison fahren wir gemeinsam nach Nizza. Dann werden Sie mich beim Kauf der schönsten Modelle beraten.“



Im Zoologischen Garten zu Liverpool brach kürzlich ein männlicher Schimpanse aus seinem Käfig aus. Zwei Stunden lang tobte er umher und erregte unter den Besuchern eine ungeheure Panik, bei der mehrere Frauen und Kinder verletzt wurden. Einen Mann, der den Wärtern helfen wollte, ihn einzufangen, biß er. Eine ältere Frau, die ihm schon oft etwas zum Naschen durch die Gitterstäbe in den Käfig gereicht hatte, hielt ihn auch jetzt, wo er ihr in Freiheit begegnete, eine Leckeret entgegen, bekam aber einen Korb in Form einer Ohrfeige. Dagegen hielt der wälerische Affe ein junges Mädchen, das ängstlich zu flüchten versuchte, fest und gab ihm einen Kuß. Schließlich ging er ruhig auf einen Polizisten zu, schüttelte ihm freundlich die Hand und ließ sich ohne Widerstand in seinen Käfig zurückführen.

worten, wenn er sich nicht an die persischen Fachkräfte hält, denen gute Leistungen im Herrschneiderhandwerk nachgesagt werden.

Aber die Kaiserin ließ nicht locker. Bereits im vorigen Sommer holte sie Irène Duval zu einer Privatmodenschau mit neun riesigen Schrankkoffern nach Teheran. „Und solche Pracht willst du deiner Frau vorenthalten?“, neckte die Kaiserin den Schah. „Natürlich nicht“, lächelte er und versprach eine Lösung zu finden. Als Trost kaufte er seiner Frau zunächst sieben der schönsten Modelle. Dann schickte er den Lieblingsmannequin der Kaiserin jedoch zunächst nach Nizza zurück.

Inzwischen sann der Schah, der seine Gattin über alles liebt, darüber nach, wie er den Wunsch seiner Frau erfüllen und Irène Duval nebst Gemahl nach Teheran holen könne. Eines Tages sagte er dann während des Morgenspazierganges im Rosenpark zu Kaiserin Soraya: „Schreibe der französischen Dame, ich würde sie und ihren Mann in den Hofdienst übernehmen, wenn ihr Gatte sich bereit erklärt, pro forma als Koch für die französische Küche bei mir einzutreten.“ Soraya dankte ihrem Mann für diese List, die eronnen war, um die kaiserlichen, persischen Hofschneider nicht zu verletzen, setzte sich an ihren zierlichen Schreibtisch und sandte einen rosafarbenen, lieblich duftenden Brief an Irène Duval.

Aber Georges Duval war mit dieser Lösung des Schahs nicht einverstanden. Er wandte höflich aber bestimmt ein: „Euer Majestät mö-

**Der Ku-Klux-Klan treibt wieder sein Unwesen**  
Geheimbund sucht McCarthys Hilfe

Nach einem hundertjährigen Leben voller Gewalttaten und Brutalitäten ist der amerikanische Ku-Klux-Klan endgültig von der Auflösung bedroht. Nur eine Verbindung mit dem Kommunistenjäger McCarthy könnte ihn noch retten. In seiner neuen Rolle als politischer und moralischer Wächter hat der Geheimbund 1953 über zwanzig Personen verschleppen lassen. Sie wurden nachts aus den Betten geholt, mit verbundenen Augen auf einsame Waldlichtungen oder Tabakplantagen gefahren und unter Gebeten und Hymnen blutig geschlagen. Eine sechzigjährige Großmutter wurde des „unmoralischen Verhaltens“ angeklagt. Mrs. Christine Rogers mußte zusehen, wie man ihren Bruder auf den Kofferraum eines Autos band und ihm sechs Hiebe mit einem Treibriemen versetzte. Dann war sie selbst an der Reihe. Während verummte Gestalten die „Hymne vom alten Holzkreuz“ sangen, schlug man sie bewußtlos.

Die kranke Negerin Esther Floyd aus Chadbourn (North Carolina), wurde regelrecht zur Schur getrieben. Man schnitt ihr die Haare bis auf ein Büschel in Kreuzform ab, das Zeichen des Klans. Sie wurde angeklagt, mit Kommunisten befreundet zu sein. Als Farmer Les Tyson verprügelt wurde, sagte man ihm, daß er zu faul sei, um seine Familie zu ernähren, und nicht regelmäßig zur Kirche ginge.

Diese Terrorwelle ging mehr oder weniger unbemerkt durch die Südstaaten, besonders durch Carolina, da die Entführten aus Angst vor weiteren Gewalttaten schwiegen. In Washington verfolgte man die Entwicklung um so aufmerksamer. Edgar Hoover hielt jetzt den

Zeitpunkt zum Eingreifen für gekommen. Einige Opfer waren über die Grenzen des Bundesstaates North-Carolina nach South-Carolina verschleppt worden. Das ließ die Vorfälle zu einer Angelegenheit der Bundesregierung werden. G-Men besetzten verschiedene Städte und Dörfer des Südens.

In den letzten Monaten wurden über 100 Klan-Männer verhaftet. Unter ihnen befindet sich der „Große Drache“ Thomas Hamilton. Dieser 44-jährige Anführer, ein Gemüsehändler, hüllte sich in golddurchwirkte Tücher und ritt auf einem Schimmel zu den geheimen Zusammenkünften, bei denen Holzkreuze verbrannt wurden. Er wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Nach dem Urteil forderte er seine Gefolgschaft auf, die Organisation aufzulösen. Man schätzt heute die Zahl der Mitglieder auf eine Viertelmillion.

Nachdem zwischen 1920 und 1930 mehrere Fälle von Lynchjustiz vorgekommen waren, wurde der Klan verboten. Seit 1945 entfaltet er jedoch wieder größere Aktivität. „Ich verstehe nicht, warum uns das F. R. I. umstürzlerisch

Fräulein Odette Germond wollte sich vom Standesamt eine Geburtsurkunde zwecks Eheschließung holen. „Schon wieder geschieden“, trug sie lächelnd der Standesbeamtin. Als Odette erklärte, sie sei noch nie verheiratet gewesen, erwiderte der Beamte: „Aber Madame, ich habe es doch hier schwarz auf weiß vor mir, daß Sie am 27. Januar 1952 mit dem Kaffeehauskellner Jean Bonnyfi getraut wurden.“ Fräulein Germond fiel aus allen Wolken. Sie kannte keinen Jean Bonnyfi, hatte den Namen noch nie gehört. Der Standesbeamte aber versicherte, ihre Eheschließung sei ordnungsgemäß eingetragen, also müsse sie eine Scheidungsurkunde vorlegen, wenn sie sich wieder verheiraten wolle. Darauf ließ Odette 8 Monate lang kreuz und quer durch ganz Paris von Pontius zu Pilatus, bis sie endlich jenen Jean Bonnyfi fand, mit dem sie verheiratet sein sollte. Nun stellte es sich heraus, daß die Geburtsurkunden verwechselt wurden. Die junge Frau Bonnyfi ist eine geborene Georgette Germond. Die Gleichheit der Familiennamen hatte das Versehen veranlaßt. Zu allem Überfluß ist Frau Bonnyfi auch noch genau so alt wie Fräulein Odette. Zur Berichtigung der Urkunden muß nun noch ein Gerichtsbeschuß erwirkt werden.



UNWEIT DES TIGRIS

liegt das Land der Dschoschkurden. Sie sind noch heute ein Nomadenvolk. Wenn ihre Herden, Schafe und schwarze Ziegen, die Weiden abgegrast haben, brechen sie ihre Zelte ab und suchen neue Weideplätze. Die Trachten der Männer und Frauen verraten ein fast alttestamentliches Gepräge, wie es auch unser Bild zeigt, auf dem ein alter Kurde zu sehen ist.

nennt“, sagte Hamilton bei seiner Verhaftung. „Wir wissen mehr über den Kommunismus als jede andere Organisation im Lande und wollen Amerika nur nützen!“ McCarthy interessierte sich sofort für diese Erklärung, und es ist durchaus möglich, daß Hamilton richtig kalkuliert hat. Wenn der Ku-Klux-Klan in Zukunft statt Neger Kommunisten jagt, wird er vielleicht trotz seiner scheinbaren Auflösung weiterbestehen.

**Sorry ...**

Auf das Läuten der Alarmglocke einer Mineralwasserfabrik in New London (Connecticut) raste das Überfallkommando dorthin. Einbrecher Alfred Mills setzte seine Arbeit am Safe ruhig fort, bis ihm ein Polizist auf die Schulter tippte. Auf die Frage, warum er nicht fortgelaufen sei, antwortete er: „Sorry, aber ich bin schwerhörig!“

**Eine Kiste mit Gold verschwand spurlos in der Luft**

Pariser Sureté zerbricht sich den Kopf über einen Gaunertrick

In der Pariser Sureté hat sich ein Kollegium konstituiert, das aus vier Mann besteht, Inspektor Pierre Duclos von der Fluggeländerei Le Bourget, zwei französischen Spezialisten für Golddiebstähle und einem Schweizer Kriminalisten. Die Beratungen konzentrieren sich auf eine einzige Denksportaufgabe: Wie schafft man eine 25 Kilo schwere Goldkiste beiseite,

wenn sie sich hinter der versiegelten und verschlossenen Frachtabteiltür eines Flugzeuges befindet, wenn sie nicht mit einer ähnlichen Kiste vertauscht werden kann, wenn die Einladung überwacht worden ist.

Alle diese Umstände treffen auf den Diebstahl an jenem Goldtransport zu, der in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober zwischen den

Flugplätzen Le Bourget und Cointin bei Genf durchgeführt wurde. Acht Holzkisten mit je 25 Kilo Barrengold wurden in Frankreich zehn Minuten vor dem Start in das Flugzeug verladen. Helle Scheinwerfer erleuchteten den 200 Meter weiten Weg vom Verwaltungsgebäude zur Maschine. Der Chefpilot quittierte den Empfang der mit Nr. 239 bis Nr. 246 gekennzeichneten Kisten, die Türen zum Frachtraum wurde versiegelt. 22.20 startete das Flugzeug. Als man nach der Landung in Cointin das Siegel erbrach und die Tür öffnete, waren nur noch 7 Goldkisten da, Nr. 243 fehlte.

Es gibt nicht den geringsten Anhaltspunkt, wie der Diebstahl sich ereignet haben könnte. Alle Vernehmungen, Untersuchungen und Rekonstruktionen in den letzten sieben Wochen waren fruchtlos. Es gibt nur etwas, zwei Parallelen, die sich vor zwei Jahren in Südafrika und England ereigneten und deren Merkmale sich zu hundert Prozent mit denen des neuen Golddiebstahls decken. Es sind sehr negative Merkmale, nämlich keine. In allen drei Fällen wurde nicht eine Spur hinterlassen.

Ende Juli 1951 wurde auf dem Flugplatz Witwatersrand bei Johannesburg eine Kiste mit 22 Goldbarren im Wert von 12 000 Pfund Sterling eingeladen, die für Rom bestimmt war. Die Polizei überwachte die Verladung und versiegelte den Frachtraum. Die Barren kamen in Rom nie an. Vier Wochen zuvor war eine andere Goldsendung, die als Luftfracht von London nach Johannesburg ging, ebenfalls unterwegs verschwunden. Der Schaden betrug 8 000 Pfund Sterling. Die Diebstähle sind in ihrer Art typisch und lassen auf die Arbeit ein und derselben Bande oder eines schlaun Einzelgängers schließen. Da ein Eindringen in den Frachtraum während des Fluges nicht möglich ist, kommt nur ein geschickter Trick in Frage, bei dem nach Meinung der Polizei das Gold vor den Augen der Zeugen entweder beim Ein- oder Ausladen hinweggezaubert wird. Aber welcher Trick das ist, darüber zerbricht sich das Kollegium den Kopf.



PENIDA, DIE MALERISCHE „INSEL DER BANDITEN“

Aus den mattblauen Wassern des Indischen Ozeans, gerade dort, wo er sich zur Lombokstraße verschmälert, wächst, wie eine tischgerade Platte mit schroffen Stellrändern die „Insel der Banditen“, Penida. empor. Alles, was hier wohnt, ist balinesischer Abkunft. Es sind durchweg fleißige Menschen. Die Bezeichnung „Banditeninsel“ verdankt das Eiland unverdientermaßen den Seefahrern, die den ursprünglichen Namen „Nusa Pandita“ (Pastoreinsel) nicht verstanden. Die 33 000 Bewohner besitzen eine besondere Fertigkeit in der Bearbeitung des helmschen Steines, der in vielfältiger Art vorkommt. Wald und Holz gibt es hier nämlich nicht.

# VORWIEGEND HEITER

## Ein paar gewaltige Tremolos

„SIE KÖNNEN DEN DONNER GUT NACHAHMEN...“

Kaiser Napoleon III. war in Dingen der Kunst gerade nicht sehr beschlagen. Pauline von Metternich weiß darüber in ihren Memoiren ein hübsches Beispiel zu erzählen.

Franz Liszt gab in der österreichischen Gesandtschaft in Paris einmal ein Konzert, zu dem auch der französische Kaiser Napoleon erschienen war. Der berühmte Pianist spielte das Gebet des Moses von Rossini, das mit ein paar gewaltigen Tremolos schließt. Liszt gab sein Bestes, das Publikum war ergriffen.

Als Liszt geendet hatte, ging der Kaiser auf ihn zu: „Wie gut Sie den Donner nachahmen können, lieber Meister.“

### DAS PUBLIKUM ZISCHTE

Der Feldherr Ludwigs XIV., Condé, hatte die Stadt Lerida vergeblich belagert und nicht einnehmen können. Einige Zeit darauf begab er sich ins Theater, wo ein Stück von einem Verfasser gespielt wurde, dem der Feldherr sehr gewogen war. Das Werk jedoch fand allgemeinen Widerstand bei dem Publikum, das zusehens unruhiger wurde, piff und zischte.

Schließlich machte Condé die anwesenden Polizisten auf einen Mann aufmerksam, der besonders aufrührerisch und lärmend gewesen war, und verlangte, daß dieser festgenommen würde. Der bedrohte Zuschauer wandte sich je-

doch, als die Schergen Hand an ihn legen wollten zu Condé und sagte stolz: „Ich heiße Lerida, mich nimmt man nicht!“ und verschwand.

### WRANGEL ÄRGERTE SICH

Bei dem alten preussischen Generalfeldmarschall Wrangel hatte sich einst ein Offizier zu melden. Wrangel, der bei aller Originalität sehr streng sein konnte, bemerkte, daß der Offizier unvorschriftsmäßige Sporen trug. Er ärgerte sich über diese Nachlässigkeit und diktierte dem Erschrockenen 24 Stunden Hausarrest zu. Als der Offizier sich entfernen wollte, entdeckte er bei Wrangel die gleichen Sporen und wagte eine Bemerkung darüber.

Wrangel sah den Mann von oben bis unten an und sagte dann trocken: „Janz jut, mein Sohn, da kannst du gleich noch 24 Stunden vor mir (für mich) absitzen.“

## Lächerliche Kleinigkeiten

### Wovon man spricht

„Hawai ist eine wunderschöne Insel. Da hat man das ganze Jahr dasselbe Prachtwetter.“

„Wovon reden denn da die armen Einwohner?“

### Definition

„Kannst du mir erklären, was nichts ist?“  
„Nichts? Ein Luftballon ohne seine Hülle.“

### Die Lage

„Was kostet bei Ihnen ein Zimmer zum Schlafen?“

„Das richtet sich nach der Lage.“

„Wieso? Ich liege gewöhnlich auf dem Rücken.“

### Das Musikgenie

Die Damen priesen die Vorträge ihrer Kinder. „Meine Tochter ist so musikalisch“, sagte Frau Müller triumphierend, „daß sie beim Grammophon schon hören kann, welche Melodie die Platte auf der anderen Seite hat.“

### Immer Geschäftsmann

Herrn Patzigs Tochter bearbeitet das Klavier, und der Freund äußert sein Entrücken: „Sie spielt wirklich wundervoll!“

„Da sollten Sie sie erst auf der Registrierkasse hören!“ sagte der Papa stolz.



### Fortschritt

A.: „Ich habe gehört, daß du dich dem Universitätsstudium widmest. In welchem Jahr bist du schon?“

B.: „Ich bin das dritte Jahr im ersten Semester.“ (Argentinien)

### Rauhe Sitten

Autor (auf der Bühne eines Theaters im „Wilden Westen“, nach dem ersten Akt seines Stückes): „Das Publikum schreit ja wie besessen!“

„Man verlangt wohl nach dem Autor?“

Direktor (durch den Vorhang sehend): „Ja... ja...“

Autor (geschmeichelt): „Soll ich vortreten?“

Direktor: „Das möchte ich Ihnen nicht raten — sie haben nämlich die Revolver herausgezogen.“

Na, na!

A. (stöhnend): „Uff, ist das aber eine Hitze!“  
B.: „Das bißchen Wärme? Da hätten Sie damals mit in Afrika sein sollen, ich sage Ihnen, da hatten wir manchmal eine Glut, daß die Hühner harte Eier gelegt haben!“

### Der Held

Sie (zu ihrem Mann, der gerade weggehen will): „Also vergiß nicht, Adolar, um neun Uhr bist du wieder da!“

Er: „Ich dachte um zehn...“

Sie: „Was sagst du da?“

Er: „Ich wollte bloß sagen, daß ich schon um zehn Minuten vor neun zurück sein werde.“



„Es ist eigenartig mit den Zeitungen.“

„Wieso?“

„Es geschieht immer genau so viel, daß sie gerade voll werden!“ (Norwegen)

## „Ich biete Ihnen Herz und Hand!“

ABER SHAW WAR VORSICHTIG

Eine amerikanische Filmdiva richtete an den großen englischen Dichter B. Shaw folgenden Brief:

„Verehrter Meister! Wie Sie wohl aus den Zeitungen erfahren haben, wurde ich von den Preisrichtern zu der schönsten Frau Amerikas erklärt. Denken Sie nun nicht, daß es sich bei meinem folgenden Vorschlag um einen schlechten Scherz oder eine Laune eines verwöhnten Filmstars handelt. Seit vielen Jahren habe ich mich mit folgendem Gedanken beschäftigt, der Ihnen hoffentlich nicht zu kühn erscheinen mag:

„Ich biete Ihnen Herz und Hand! Die schönste Frau Amerikas dem klügsten Mann Europas! Sollte uns ein Kind geschenkt werden, so müß-

te dies begnadete Wesen das vollkommenste menschliche Gebilde sein, jener Idealtyp, wie er wohl nur einmal der Welt geschenkt werden kann. Ich bitte Sie, verehrter Meister, mir ebenso ernsthaft zu antworten, wie ich ernsthaft an Sie schreibe.“

Bernard Shaw las den Brief, dann setzte er sich hin und antwortete der „schönsten Frau“ Amerikas folgendermaßen:

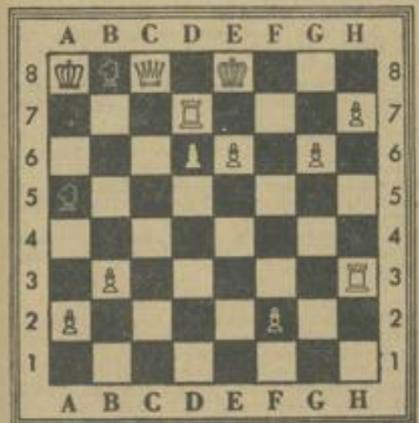
„Mein liebes Fräulein! Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Angebot, das ich jedoch leider nach reiflicher Überlegung nicht annehmen kann. Denn es besteht doch auch die Möglichkeit, daß das Kind meine Schönheit und Ihren Verstand mitbekommen könnte.“



„Dies soll das letztemal sein, daß ich mit einem Schachspieler Billard spiele!“ (Schweden)

# Harte Nüsse

## Schachaufgabe



### T. Siers

Matt in vier Zügen

Kontrollstellung. Weiß: Ke8, Dc8, Td7, Th3, Sg1, Ba2, b3, d6, e6, g6, h7. — Schwarz: Ka8, Sb3, Sa5, Bf2.

## Silberrätsel

Aus den Silben: aa — ar — bar — be — ber — burg — da — de — de — den — du — e — e — ei — en — er — er — field — ge — gre — gre — in — is — ke — le — ment — ml — nar — na — ne — re — re — rha — ro — run — se — sel — sen — so — son — stel — ta — te — te — tor — um — wa — wie — win, sollen 22 Wörter gebildet werden. Ihre ersten und dritten Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, eine Lebensweisheit.

Bedeutung der Wörter: 1. deutsche Industriestadt, 2. Metall, 3. Blume, 4. Planet, 5. Mädchenname, 6. Wundmal, 7. Stockwerk, 8. ärztliches Instrument, 9. berühmte Kosmetikerin, 10. Ausschuß, 11. Feingebäck, 12. Papstname, 13. Männername, 14. Gartenpflanze, 15. Schnürsenkel, 16. Stinkmarder, 17. Fluß in der Schweiz, 18. Waschmittel, 19. Grundstoff, 20. Abschnitt des Boxkampfes, 21. Stadt in England, 22. Falschmeldung.

## Wer kommt mit?

- KOMM & 5 = Erläuterung
- KOMM & 3 = studentisches Trinkgelage
- KOMM & 7 = Hochschulgenosse
- KOMM & 5 = Beamtentitel
- KOMM & 5 = Abendmahlfest

## Rätselgleichung

$$A + b + (c - r) = x$$

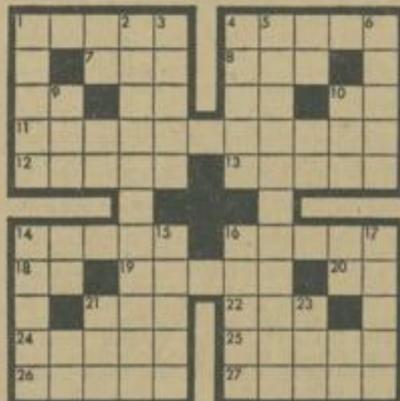
a = Gewebe, b = Donauzufluß, c = Hirschtier, x = südamerikanisches Gebirge

## Buchstabenkreuz

AAA  
ACC  
DDD  
DEEEEEEEE  
FGHHHHHII  
IIIIIIINN  
NNN  
PPR  
RSS

Die Buchstaben dieses Kreuzes sollen so geordnet werden, daß die senkrechten und waagerechten Reihen gleiche Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Drama von Goethe, 2. Oper von Wagner, 3. Stadt am Rhein.

## Kreuzworträtsel



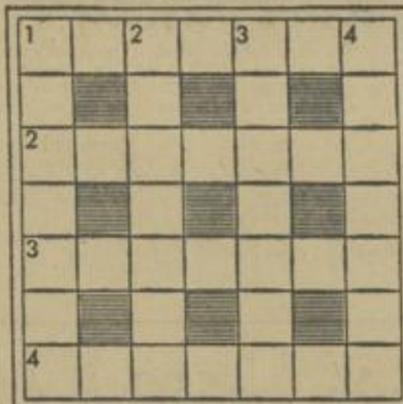
Waagrecht: 1. leichter Schlag, 4. europ. Hauptstadt, 7. Tierwohnung, 8. ungebraucht, 10. Aktiengesellschaft (Abk.), 11. Zusammenstoß, 12. musikal. Übungsstück, 13. asiatischer Staat, 14. Gewicht, 16. Trinkgefäß, 18. ch. Z. f. Selen, 19. Stadt in Italien, 20. Skatadruck, 21. Wintersportgerät, 22. Weltmacht, 24. Mädchenkurzname, 25. Indianerstamm, 26. franz. Maler, 27. Name eines finnischen Sees.

Senkrecht: 1. Seeungeheuer, 2. Zahnkrankheit, 3. rechnerischer Begriff, 4. Männername, 5. Fanggerät, 6. Eisenstift, 9. lett. Münze, 10. oriental. Titel, 14. religiöser Gesang, 15. kaufm. Begriff, 16. Peitsche, 17. Haustier, 21. engl. Männername, 23. Insel b. Neuseeland.

## Diese alten Griechen!

Der Klassenbeste seufzte: „Wer war Trojerkönig bei Homer?“ Er ist enthoben aller Qual, setzt er ins Herz sich den Vokal!

## Magisches Gitter



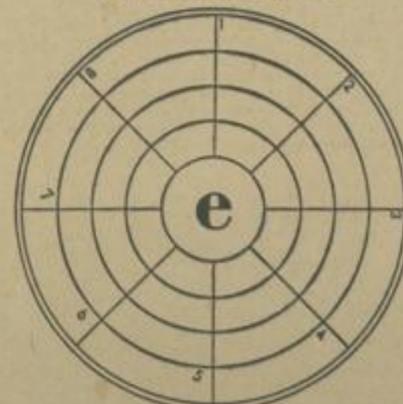
Waagrecht und senkrecht sollen gleichlautende Wörter nachstehender Bedeutung eingetragen werden: 1. Schmarotzer, 2. öffentliches Gebäude, 3. Gemüse, 4. italienischer Komponist.

## Besuchskarte

FRIEDEL DREENE  
HELGOLAND

Wie heißt Ihre Lieblingsoper?

## Von außen nach innen



Fünfbuchstabile Wörter folgender Bedeutung sind von außen nach innen in den Kreis einzutragen; jedes der gesuchten Wörter endet mit E. Die Buchstaben des Außenrings nennen eine deutsche Stadt.

- Gewebe, 2. männl. Haustier, 3. Salzlösung, 4. Rhonezufluß, 5. Wundmal, 6. Gartengewächs, 7. musikalisches Übungsstück, 8. Blume.

## Wer knackt die Nuß?

Von den folgenden zehn Sätzen sind zwei sachlich falsch. Wissen Sie, welche?

- Kochsalz besteht aus Chlor und Natrium, jeder der beiden Bestandteile, für sich genommen, wirkt tödlich.
- Die kleinste Republik Südamerikas ist Venezuela.
- Ein gewöhnlicher Spinnfaden ist 0,005 Millimeter stark.
- Der Hase schläft mit offenen Augen.
- Der Physiker Fahrenheit verbesserte das Thermometer, indem er statt Salmiakgeist Quecksilber verwendete.
- Wenn Sie am Monatsersten einen Pfennig erhielten, am zweiten zwei, am dritten vier, also jeden Tag doppelt soviel wie am Vortag, so würde Ihr Monatseinkommen mehrere Millionen Mark betragen.
- Die Urschriften des Alten Testaments entstanden etwa 800 Jahre vor Christi Geburt.
- 20 Liter Milch enthalten 19 Liter Wasser.
- Vögel leben in der Gefangenschaft länger als in Freiheit.
- Der Pariser Eiffelturm wiegt 9 000 Tonnen.

## Auflösungen aus der vorigen Nummer

Schachaufgabe: 1. Dd3-f1, b6-5, 2. Df1-f6, b7-b6, 3. Df6-a1 matt. — Alles eine Reihe tiefer: 1. Dd2-d6, b5-b4, 2. Dd6-d5, b6-b5, 3. Dd5-a8

Zahlenrätsel: 1. Petition, 2. Operette, 3. Repertoire, 4. Tintoretto, 5. Wettrennen, 6. Epopöe, 7. Interpret, 8. Nennwert. — Portwein

Im Zickzack: 1. Traum, 2. Sport, 3. Flaum, 4. Kelle, 5. Atlas, 6. Kasse, 7. Sinal, 8. Kanne, 9. Stein. — Apfelsine.

Städte-Zahlenrätsel: 1. Mantua, 2. Angora, 3. Ragusa, 4. Santos, 5. Epinal, 6. Ilfeld, 7. London, 8. Lindau, 9. Erfurt. — Marseille.

Spiegelrätsel: 1. Sarg, Gras, 2. Sire, Eris, 3. Eber, Rebe, 4. Mais, Siam, 5. Bart, Trab, 6. Rede, Eder. — Gerste

Silberrätsel: 1. Saloniki, 2. Odaliske, 3. Island, 4. Schichau, 5. Taunus, 6. Donizetti, 7. Infamie, 8. Erlaß, 9. Walachel, 10. Energie, 11. Lindbergh, 12. Themistokles, 13. Weingeist. So ist die Welt wie du sie siehst!

Schachbrett-Rätsel: 1. Foxtrott, 2. Ellbogen, 3. Fragment, 4. Schminke, 5. Walfisch, 6. Tangente, 7. Ideologe, 8. Brentano. — Flamingo.

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Adler, 4. Onkel, 8. Bon, 9. Ontario, 11. Abo, 12. Stern, 15. Idol, 17. Mus, 19. Alabaster, 22. Au, 23. San, 24. Iran, 26. Ast, 28. unten, 31. Err, 32. AG, 33. Aragona, 34. Ode, 35. Ufnau, 36. Babel. — Senkrecht: 1. Abtel, 2. Don, 3. Robe, 5. Nab, 6. Kran, 7. Loden, 10. Normannen, 11. Atlas, 12. Sol, 13. Nus, 14. Hera, 16. Daus, 18. Stier, 20. Bou, 21. Ern, 22. Aarau, 25. Nagel, 27. Tran, 29. Trab, 30. Aga, 32. Ade, 34. Ob.

Zitate-Rätsel: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein“ (Goethe „Tasso“)